



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,  
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,  
G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Erster Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 2, 42-52. Als Jesus zwölf Jahre alt war, reisten seine Eltern wie gewöhnlich zum Feste nach Jerusalem. Und da sie am Ende der Festtage wieder zurückkehrten, blieb der Knabe Jesus in Jerusalem, ohne daß seine Eltern es wußten. Da sie aber meinten, er sei bei der Reisegesellschaft, so machten sie eine Tagreise, und suchten ihn unter den Verwandten und Bekannten. Und da sie ihn nicht fanden, kehrten sie nach Jerusalem zurück und suchten ihn. Und es geschah, nach drei Tagen fanden sie ihn im Tempel sitzend unter den Lehrern, wie er ihnen zuhörte, und sie fragte. Und es erstaunten Alle, die ihn hörten über seinen Verstand und seine Antworten. Und als sie ihn sahen, wunderten sie sich, und seine Mutter sprach zu ihm: Kind, warum hast du uns das gethan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht? Und er sprach zu ihnen: Warum habt ihr mich gesucht? Wisset ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist? Sie aber verstanden diese Rede nicht, die er zu ihnen sagte. Und er zog mit ihnen hinab, und kam nach Nazareth, und war ihnen unterthan. Und seine Mutter bewahrte alle diese Worte in ihrem Herzen. Und Jesus nahm zu an Weisheit und Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.

Der Knabe Jesus im Tempel.

Ohne Zweifel verrichtete Jesus in Nazareth mit Maria und Joseph täglich bestimmte Andachtsübungen. Zwar kennen wir sie, lieber Leser, im einzelnen nicht; aber aus der im heutigen Evangelium erzählten Reise nach Jerusalem können wir auf dieselben schließen. Er, der Selbst der Tempel der Gottheit war, hatte nicht nötig, diese Reise zu machen, um Seinen Vater zu ehren; aber Er hielt es für so wichtig, uns durch Sein Beispiel die genaueste Beobachtung der äußeren Religionsübungen ans Herz zu legen, daß es Ihm nicht zuviel war, zu Fuß den weiten, beschwerlichen Weg von Nazareth nach Jerusalem zu machen. Im Tempel aber brachte Er nicht nur die acht Tage der Osterfeier zu, sondern auch die drei darauf folgenden Tage. Wohin Er Sich während dieser Zeit des Abends begeben habe, wird uns nicht gesagt; auch nicht, ob Er irgend welche Speise zu Sich nahm, weil Er Sich wahrscheinlich Tag und Nacht im Tempel oder in dessen Umgebung aufhielt, und weil es „Seine hauptsächlichste Speise war, den Willen des himmlischen Vaters zu erfüllen“ (Joh. 4, 34).

Aber das wissen wir, lieber Leser, daß Er den gottesdienstlichen Übungen im Tempel beharrlich anwohnte: Er verrichtete Lob- und Bittgebete, Er hörte das Wort Gottes an, und mit welcher Ehrerbietung und Andachtsglut mag Er den Opfern und Andachtsübungen beigewohnt haben! Wie wird Sein Beispiel alle zur Andacht gestimmt haben, die damals das Glück hatten, Ihn zu sehen! Fürwahr, eine Lehre für uns Christen, daß das Gotteshaus auch unser liebster Aufenthaltsort und

religiöse Übungen unsere größte Freude sein sollten! Gottlob giebt es noch Christen — auch in unsern Tagen — die von dieser echt christlichen Gesinnung thatächlich beseelt sind. Es ist wohl keine Frage, daß das Maas der, täglich uns zustießenden, göttlichen Gnade vorzugsweise bedingt ist durch das tägliche Gebet. Bei einem Christen aber, der nicht mehr betet, gewinnt die zum Bösen geneigte Natur die Oberhand. Was das Del für die Lampe ist, das sind die (täglichen) Gebetsübungen für die Seele: wird kein Del zugegossen, so erlöschet das Licht und hinterläßt einen schwarzen, übelriechenden Rauch.

Sogleich nach Ablauf der Oster-Oktav traten Maria und Joseph die Rückreise nach Jerusalem an. Vielleicht ließen sie in lebenswürdiger Gefälligkeit den Jesusknaben unter der Menge, die Ihn umgab, um Seine Gesellschaft und Seine Ansprachen zu genießen. So war es denn sehr leicht für Jesus, Sich von ihnen zu trennen und in Jerusalem zurückzubleiben, ohne daß Maria und Joseph es bemerkten. Abends an dem Orte angekommen, wo sie Nachtherberge nehmen wollten, suchten sie Ihn, halten überall Umfrage nach Ihm, aber vergebens. Sie lehren zurück nach Jerusalem; am dritten Tage suchen sie Ihn im Tempel: dort finden sie Ihn!

Sie finden Ihn, sitzend unter den Lehrern, wie Er ihnen zuhörte und sie fragte. Aber, lieber Leser, warum fragt Jesus die Lehrer? Offenbar nicht, als ob Er etwas nicht gewußt hätte, was die Ihn hätten lehren können, weil sondern er uns darüber belehren wollte, daß die Wahrheit ein Erbteil ist, das vom Vater auf den Sohn, vom Lehrer

Kirchenkalender.

- Sonntag, 12. Januar.** Erster Sonntag nach der Erscheinung des Herrn. Artorius, Martyrer. Evangelium nach dem hl. Lukas 2, 42-52. Epistel: Römer 12, 1-5. • St. Andreas: Morgens 8 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion der Gymnasialisten. Nachm. 3 Uhr Predigt und Andacht. • Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion der Knaben.
- Montag, 13. Januar.** Agrippinus, Bischof.
- Dienstag, 14. Januar.** Hilarius, Bischof. • Clarrissen-Klosterkirche: Fest des süßen Namens Jesu Morgens 7 1/2 Uhr Hochamt.
- Mittwoch, 15. Januar.** Maurus, Abt.
- Donnerstag, 16. Januar.** Marzellus, Priester und Martyrer.
- Freitag, 17. Januar.** Antonius, Einsiedler. • St. Andreas: Heute ist Anfang der 10 Freitage zu Ehren des h. Franziskus-Xaverius. Morgens 7 1/2 Uhr Segensmesse, abends 8 Uhr Andacht mit Predigt. Die Süßne-Andacht ist während der Xaverius Predigten um 7 1/2 Uhr.
- Sonntag, 18. Januar.** Petri Stuhlfest zu Rom

auf den Schüler übergeht; daß es also ein falscher Weg zur Belehrung ist, ohne Rat und Führer sein eigener Lehrmeister sein zu wollen; daß es vielmehr die von Gott gewollte Ordnung ist, Belehrung von andern Menschen anzunehmen, wie einst der König David von dem Propheten Nathan, wie Saulus von Ananias sich belehren ließen. Er wollte uns lehren, daß unsere Eitelkeit sehr groß, unser Wissen aber sehr klein ist, wenn wir nicht einsehen, daß wir Vieles nicht wissen, und daß es ein thörichtes Stolz ist, lieber ununterrichtet zu bleiben, um nicht besser Unterrichtet zu werden, als durch Fragen unser Nichtwissen zu offenbaren. Wie viele Fehler würden vermieden, wie manche Reue erspart, wenn man zu rechter Zeit und an der rechten Stelle Rat einholen wollte!

Jesus antwortet aber auch auf die Fragen der jüdischen Lehrer, und zwar mit einer Weisheit, die alle Zuhörer mit Bewunderung erfüllte. Wie glücklich, lieber Leser, waren diese Zuhörer! Allein wir müssen uns erinnern, daß Jesus zu uns durch Sein Evangelium immerfort redet; daß Er zu uns redet durch die Belehrungen Seiner Diener in der Predigt; daß Er redet durch die inneren Einsprechungen Seiner erleuchtenden Gnade. An uns ist es, zu hören, zu bewundern und das Gehörte zu üben.

Ihre ganze Liebe und ihren Schmerz ergießt Maria in die Worte: „Kind, warum hast Du uns das gethan? Siehe, Dein Vater und ich haben Dich mit Schmerzen gesucht!“ Wir erkennen, wie der langverhaltene, unerträgliche Schmerz der Mutter so natürlich überquillt. Die Mutter selbst erwartet keine Antwort auf ihre Frage; aber sie giebt dem Sohne Anlaß, auch Seinerseits mit einer Aeußerung jener Kindesliebe nicht zurückzuhalten, an welche die klagende Mutter sich gewandt hatte. In der Antwort des Messias, worin Er Seine irdischen Bande abzustreifen scheint, erkennen wir daher vor allem auch den Beweis Seiner Liebe zur Mutter: „Ich muß in dem sein, was Meines Vaters ist (antwortet Er), das wußtet ihr, und darum hättet ihr Mich nicht suchen sollen!“ In dem Augenblicke, da durch Seine menschliche Hülle die verborgene Gottheit mit einigen Strahlen ihrer wahren Herrlichkeit hervorleuchtet, hier im Tempel, in Mitte Israels, läßt Er Sich herab, der geliebten Mutter das Geheimnis, die Bedeutung der großen Stunde zu erklären: sie, die Eltern, wissen ja, daß sie Gottes Sohn vor sich haben, und daß ein Rathschluß des himmlischen Vaters auf Ihn ruht, — wohl an, sie mögen nicht vergessen, wo ihr Kind also Seine Aufgabe habe, und heute, im Tempel, haben sie Ihn nur da gefunden, wo der himmlische Vater zur Ausföhrung Seiner Rathschlüsse Ihn hingestellt hat.

Die Eltern, bemerkt der Evangelist, „verstanden diese Rede nicht“. Sie erkennen wohl in diesem Kinde den Sohn des Allerhöchsten, — aber wie räthselhaft trotz allem Klugheit ihnen der göttliche Rathschluß, von dem aus die schmerzliche Erfahrung der letzten Tage Licht und Bedeutung schöpfen soll; erst als das Messianische Werk vollendet war und Maria als Schmerzensmutter unter dem Kreuze ihres Sohnes stand, fiel ein klares Licht auch auf diese geheimnisvolle Begebenheit im Tempel.

Uns aber, lieber Leser, lehrt die Antwort Jesu, daß wir den Dienst Gottes allem vorziehen sollen, der Anhänglichkeit an die Eltern, den Interessen der Familie, daß der erkannte Wille Gottes in allem und überall für uns die Richtschnur unseres Handelns sein muß.

#### Aus dem Jugendleben großer Maler.

Stadie von S.

Bei den großen Meistern der christlichen Kunst kamen die Anlage und die Neigung zu dem erwählten hohen Berufe oft schon in den Kinderjahren zum Ausdruck. Es möge das an einigen Beispielen gezeigt werden. Peter Cornelius wurde zu Düsseldorf am 23.

September 1783 geboren. Bereits in früher Jugend offenbarte sich sein angeborener Kunstsin, indem Abgüsse im Antikensaal und Bilder dazu dienen mußten, den schreienden Knaben zu beruhigen. Im Alter, in dem der Schulbesuch beginnt, reinigte er seinem Vater Pinsel und Palette; bald wurde er zum Zeichnen nach den Stichen Rafael'scher Bilder angehalten. Schon als zehnjähriger Knabe schnitt er Silber in schwarzem Papier aus, die er nach den Stellen der biblischen Geschichte sich erfand. Ueber seine ersten Arbeiten schreibt Cornelius: „Es war nicht leicht eine Gattung der Malerei, worin ich mich nicht geübt, wenn es verlangt wurde. Es waren oft geringfügige Aufträge (Kalenderzeichnungen, Kirchenfahnen), denen ich eine Kunstweihe zu geben trachtete, teils aus angeborenem Triebe, teils nach der Lehre meines Vaters, welcher immer sagte, daß, wenn man sich bemühe, Alles, was man mache, aus beste zu machen, man auch bei allem etwas lernen könne.“

Johann Friedrich Overbeck wurde am 3. Juli 1789 zu Lübeck geboren. Er war der Sohn des Senators Dr. Overbeck; die Mutter Elisabeth, geborene Lang, wachte mit liebevoller Sorgfalt über ihren Sohn, der ein schlichternes, stilles Kind war und dem sie ein tiefes religiöses Gefühl einpflanzte. Merkwürdig ist, daß er, der protestantische Knabe, unzählige Male in die arme und verborgene katholische Kapelle zu Lübeck sich schlich und dort stundenlang vor einem Muttergottes-Bilde weilte, das er mit Ehrfurcht und Entzücken betrachtete, dabei im Stillen erwägend und hoffend, daß er einst als Mann imstande sein werde, ein solches Bild zu malen. Und diese Hoffnung hat ihn nicht betrogen. Er ist ein gottbegnadeter Künstler geworden und der Begründer der neuen christlich-deutschen Malerschule. In Rom machte er sich mit Stolbergs „Geschichte der Religion Jesu“ bekannt und las den Thomas von Kempis, den er so lieb gewann, daß er ihn auch anderen empfahl. Durch das Studium der Kirchenväter gewann er allmählich „die volle, feste, vermunftgemäße Ueberzeugung, daß die von der katholischen Kirche aufbewahrte Lehre die wahre, nämlich die von Christus den Aposteln und durch sie der ganzen Welt für alle gegebene Lehre sei“. Wie vor ihm Beil, Schadow und Christian Schloffer, wurde er ein Mitglied der katholischen Kirche. Am Palmsonntage den 13. April 1813 legte er vor dem Altare des hl. Aloysius in der St. Ignatius-Kirche zu Rom das feierliche Glaubensbekenntnis ab und wurde in den Schoß der Kirche aufgenommen, um fortan, wie er selbst es sagt, „für seinen Verstand einen leitenden Stern, für seine Seele unaussprechliche Ruhe, für sein Herz volles Genügen zu finden“. Das erste Bild, das er nach seiner Konversion malte, war die „Madonna mit dem Kinde“.

Die Ahnung und Sehnsucht, welche seine Seele bewegten, als er als Knabe vor dem Marienbilde in der Kapelle zu Lübeck kniete, hatten sich erfüllt. Der verehrungswürdige Mann bewahrte in seinem ganzen Leben ein reines Herz und bei allem Ruhme einen demüthigen Sinn. Die heilige Gottesmutter, zu welcher Overbeck schon als Kind durch Gottes Gnade geführt wurde, hat seine Andacht und sein Verlangen mit Wohlgefallen angenommen und mit herrlicher Gewährung gesegnet.

Melchior Paul von Deschwanden wurde geboren am 10. Januar 1811 zu Stans, dem Hauptorte des Kantons Unterwalden in der Schweiz. Des Knaben frühestes, liebtes Spielzeug war die Kreide, die Kohle, die Bleifeder. Da rutschte er im Elternhause auf dem Hornfußboden der Wohnstube umher und zeichnete auf den glatten Tafeln die Gegenstände, die er sah, sowie die Bilder seiner Phantasie. Später wurden Tische und Bänke mit Kreidebildern überdeckt und jeder Papierstreifen, dessen der kleine Künstler hab-

haft werden konnte. Am liebsten zeichnete er das Bild der heiligen Mutter Gottes. „Mein erstes Erwachen“, so schreibt er in seinem Lebensabriss, „galt der religiösen Malerei; mein erstes Ideal war die liebe Mutter Gottes, wenn ich sie als Kind in einigen unserer Kapellen und auf unserm Frohnleichnams-Altare sah“. In Fruchtbarkeit des Schaffens kommt nicht leicht ein Maler ihm gleich. In der Blüthezeit seines künstlerischen Schaffens von 1840 bis 1861 malte er 761 Oelbilder. Deschwanden fühlte wohl, daß er sich hätte beschränken sollen; aber er war zu edel, zu gut, zu fromm, um einer armen Kirche oder Kapelle ein Bild versagen zu können. Man kann wohl sagen, daß seit den Zeiten des gottseligen Angelico da Fiesole (+ 1454) kein Maler den erhabenen Beruf, für die Religion und die Kirche zu arbeiten, durch die Kunst zu predigen, zum Guten anzuregen, so streng erfährt, so standhaft durchgeführt und ihm sein ganzes Leben geweiht hat, wie Paul Melchior von Deschwanden.

#### 28 Jahre in Sibirien.

Kulturgeschichtliche Skizze von Dr. Franz Jan y.

Nikolaus der Erste hatte, nachdem der Kaiser Alexander am 1. Dezember 1825 zu Taganrog an Gift gestorben war und sein älterer Bruder Konstantin auf die Krone verzichtet hatte, am 26. Dezember erst eine Empörung zu überwinden, welche Konstantin zum Kaiser verlangte und in welcher zum ersten Male aus Frankreich hinübergekommene konstitutionelle Elemente aufleuchteten, ehe er den Thron besteigen konnte.

Die Anführer der Verbindung (es waren eigentlich zwei; eine im Norden und eine im Süden), welche die Einführung der Konstitution in Rußland sich zum Ziele gesetzt und an deren Spitze der Dichter Conrad Ryleeff stand, hielten schwer. Sergius Murawiew, Apostol, Conrad Ryleeff, Oberst Paul Pestel, Michel Bestuscheff und Kachowski endeten am 26. Juli 1826 am Galgen, die übrigen waren nach Sibirien zur Arbeit in den Minen verurteilt. Unter ihnen die Fürsten Eugen Obolenski, Sergius Trubetzkoi, Wolkonski, Schachowski, Alexander Jakubowitsch und Alexander Murawiew. Kaiser Alexander II. vermochte bei seiner Thronbesteigung 1854 nur wenige von ihnen aus der Verbannung zurückzuberufen, denn die meisten hatten bereits in Sibirien ihr Grab gefunden.

Die Zurückgekehrten, namentlich der Fürst Obolenski, haben von ihren Leiden während der langen Verbannung in dem unwirklichen Lande erzählt. Niemand wird sie geringer erwartet haben, aber überrascht werden wir durch die nicht seltenen Züge von Mitleid und Aufopferungsfähigkeit, welche das Geschick der unglücklichen Verbannten so freundlich als möglich gestaltet haben.

In dem Gefängnisse von Kronwerk hatte der Fürst Obolenski nach Nikolaus Thronbesteigung mehrere Monate geschmachtet, bis die Untersuchung gegen die Empörer beendet war. Nach kannte er sein Geschick nicht, als ihm am Abend des 21. Juli 1826 ein grauer Leberrock und Beinkleider von grauem Tuch, wie die Soldaten es tragen, überbracht wurden mit dem Befehle, sich zur Reise bereit zu halten. Darin war sein Urtheil schon ausgesprochen: nach Sibirien!

Nach Mitternacht wurde er aus dem Gefängnisse in das Haus des Festungs-Kommandanten General Sukin geführt, wo er noch mehrere seiner Leidensgefährten traf und Sukin ihnen mit grobem Tone ihr Urtheil verkündete. Es lautete: „Auf Allerhöchsten Befehl sollt Ihr in Ketten nach Sibirien gehen.“ Gleich darauf wurden ihnen Ketten an die Hüfte gelegt und ihnen Gendarmen zur Begleitung beigegeben.

Ehe sie das Haus verließen, trat der Plajmajor Poduschkin an Obolenski heran, drückte ihm eine Rolle mit Geld (150 Rubel) in die Hand und flüsterte ihm flüchtig zu: von Ihrem

Bruder. Am Eingange der Festung standen vier Troikas für sie bereit und mit Windeseile ging es nun dem fernen Exile entgegen. An jeder Station wurden die Pferde gewechselt.

Diese raslose Eile war vielleicht eine Wohlthat für die Unglücklichen, indem dieselbe sie kaum zum Bewußtsein ihres Elendes kommen ließ. Nur die stummen mitleidigen Blicke der Menschen, welche ihnen begegneten, verriet ihnen, welchem Lose sie entgegenlitten.

Doch selbst in dieser traurigen Lage blieben sie nicht ohne einzelne freundliche Ueber-raschungen. Als sie Ende August in Irkutsk anlangten, wurden sie von dem Staatsrat Girloff, der während der Abwesenheit des General-Gouverneurs dessen Stelle vertrat, freundlich und teilnehmend aufgenommen. Ein junger Beamter trat, als Girloff und die anderen Beamten vor kurzer Zeit das Zimmer verlassen hatten, hastig an Obolenski heran und drückte ihm 25 Rubel in die Hand. Dieser weigerte sich, das Geld anzunehmen.

„Am Gotteswillen nehmen Sie — Sie werden es noch nötig haben“, bat der junge Mann mit Thränen in den Augen und gab dann jedem der andern Verbannten dieselbe Summe. Ueberhaupt erfuhren die Unglücklichen in Irkutsk von den Bewohnern, namentlich von mehreren reichen Kaufleuten und Beamten die herzlichste Aufnahme. Alle bestrebten sich, ihre Lage zu erleichtern.

Hier in Irkutsk wurden die näheren Bestimmungen über den ferneren Aufenthalt der Verbannten getroffen. Obolenski und Jakobowitsch wurden von ihren Gefährten getrennt und in die ungefähr 60 Werste entfernten Salzwerke von Ussolje abgeführt, nicht ohne Besorgnis um ihr ferneres Geschick.

In Ussolje angekommen, wurden sie zuerst in das Komptoir geführt, wo ihnen ihr Geld abgenommen wurde, dann in der engen Stube einer Witwe einquartiert. Da der Vorsteher des Salzwerkes nicht anwesend war, genossen sie in der ersten Zeit ziemlich Freiheit, sie waren frei von der Arbeit, wurden indes streng bewacht und durften mit niemand zusammenkommen. Ihr Geschick lag in der Hand des Vorstehers und sie waren verloren, wenn sie zu den Arbeiten der gewöhnlichen Sträflinge in den Salzwerken bestimmt wurden. Täglich sahen sie jene Unglücklichen aus den Salzwerken kommen, Haare, Bärte und Kleider mit dichten Salzkristallen bedeckt, um ihre bestimmte Anzahl Eimer Salzwasser in der Siederel abzuliefern. Alle waren bleich und abgezehrt.

Nach ungefähr vierzehn Tagen erfuhren sie daß die Fürstin Trubetskoi in Irkutsk angekommen sei, um ihrem Gatten zu folgen und dessen Geschick zu teilen. Zugleich kehrte der Vorsteher, der Berghauptmann Kruloff zurück. Ihr Herz schlug schneller und besorgt, als sie zu ihm geführt wurden. Kruloff, ein gebildeter Mann, empfing sie wie Freunde mit der größten Teilnahme und bewirtete sie sogar mit Kaffee, den seine Tochter selbst für sie bereitet hatte. Damit diese unerlaubte Freundschaft nicht durch seine Diener verraten werde, hatte er dieselben zuvor aus dem Hause gesandt. Er teilte ihnen mit, daß er ihnen nur zum Schein Arbeit auferlegen werde, und daß sie durch ihn keine Demütigung erfahren sollten. Am folgenden Tage kam der Polizeimeister zu ihnen und brachte ihnen zwei Aelte, da sie zum Holzfällen bestimmt waren, indes fügte er leise hinzu, ihre Arbeit solle von anderen gethan werden, der Weg in den Wald solle ihnen nur zum Spaziergange dienen. Und so war es auch in der That.

Während Jakobowitsch durch eine Augenentzündung an die Hütte gefesselt war, ging Obolenski allein in den Wald und dort gelang es ihm, mit einem Manne der Dschoborzeff bekannt zu werden, der ihm einen Brief an die Fürstin Trubetskoi zu besorgen versprach. Nach zwei Tagen erhielt er durch denselben Boten von der Fürstin Antwort, in

der sie ihm die beruhigendsten Mitteilungen über seine in der Heimat zurückgelassene Familie machte. Dem Briefe hatte sie 500 Rubel beigelegt und das Versprechen, daß sie Obolenski's Briefe in seine Heimat besorgen werde.

Die Fürstin verließ Irkutsk, um ihrem Manne zu folgen, der nach den Brauntweinbrennereien von Nikolajeff geschickt war. Sie gab ein schönes Beispiel von der Treue und Aufopferungsfähigkeit eines liebenden Weibes, welches freilich in Sibirien nicht selten ist, denn manche Frau, Schwester oder Mutter ist den Verbannten in das kalte Land gefolgt, bereit Alles mit ihnen zu teilen, um ihr hartes Los dadurch zu erleichtern.

Obolenski's und Jakobowitsch's Lage blieb im Ganzen eine erträgliche. Jeden Morgen gingen sie zum Holzfällen in den Wald und kehrten um drei Uhr Nachmittags zurück. Die übrige Zeit gehörte ihnen und sie brachten sie zum großen Teil mit Schachspiel hin. Jakobowitsch hatte sich der festen Hoffnung hingegeben, daß sie am Krönungstage des Kaisers begnadigt werden würden. Dieselbe steigerte sich zur Gewißheit, als am Abende des 5. Oktober der Polizeimeister bei ihnen eintrat und mitteilte, daß sie nach Irkutsk gebracht werden sollten.

Am folgenden Tage reisten sie ab, jeder in einer Troika von zwei Rosaken begleitet. Jakobowitsch fuhr voran und als sie sich Irkutsk näherten, wehte er in der freudigen Erwartung der nahen Freiheit wiederholt mit dem Tuche. Ohne anzuhalten fuhren sie durch die Stadt und hielten erst vor einer entfernten Kaserne. Hier trafen sie die Fürsten Trubetskoi und Wolkonski und andere. Von ihnen erfuhren sie, daß sie in die Minen von Wertschinsk gebracht werden sollten.

In Wertschinsk angelangt wurden sie in die für sie bestimmte Kaserne geführt, ein Gebäude von sieben Sächen (russische Maßen) Länge und fünf Sächen Breite. In demselben befanden sich zwei Isbas. Die erste für die sie bewachenden Rosaken, die zweite für die Gefangenen.

In diesem Raume war links der große russische Ofen, rechts befanden sich drei Verschläge durch dünne Bretterwände von einander getrennt. Dem Eingang gegenüber war noch eine dritte kleine Kammer.

Die beiden ersten Verschläge waren kleiner als der dritte, sie wurden von Dawidoff und Jakobowitsch einzeln bewohnt, in dem Dritten richteten sich Trubetskoi, Wolkonski und Obolenski ein. Des lezten Bett stand so, daß die Hälfte seines Körpers noch auf dem Trubetskoi's lag, während er mit dem Kopf an die Thüre stieß. Murawiew und zwei Brüder Worisowich nahmen die hintere Kammer ein.

Die Wache bestand aus einem Unteroffizier und drei Gemeinen der Bergwerksoldaten. Sie wechselten nicht, sie kochten für die Gefangenen, bedienten und liebten sie und suchten ihnen auf jede Weise gefällig zu sein.

Nach drei Tagen Raft begann für die Verbannten die Arbeit. Morgens um 5 Uhr erschien der Obersteiger, um sie abzuholen. Jedem der Verbannten wurde ein Arbeiter zur Unterwielung beigegeben. Sie arbeiteten indes nicht vereint, sondern getrennt in verschiedenen Schächten. In den Schächten war es meistens warm, die Arbeit mit Hammer und Grabseil eine leichte, denn all die schwerere Arbeit, das Fortführen und Ueberbauen der Stollen, das Auspumpen des Wassers ruhte auf den gewöhnlichen Sträflingen, und oft nahmen Männer, die in ihrer Heimat Mord und Diebstahl begangen und den härtesten Sinn gezeigt hatten, ihnen das Werkzeug aus den Händen, um in wenigen Minuten zu vollenden, wozu sie Stunden gebraucht haben würden. Und doch konnten sie diese Männer mit nichts weiter als mit einem Worte des Dankes belohnen.

Um elf Uhr verkündete eine Glocke das Ende der Arbeit. Die Gefangenen kehrten in ihre Kaserne zurück und der übrige Tag ge-

hörte ihnen. Jakobowitsch, der lange im Kaukasus gewesen und an einen Soldatenhaushalt gewöhnt war, wurde zum Haushalter gewählt und enger schloffen sie sich in dem engen Raume in kurzer Zeit aneinander, als wenn sie jahrelang wie früher in Petersburg in ihren Palästen nebeneinander gewohnt hätten. Gemeinsames Leid vereint, und sie alle hatten ein noch schlimmeres Geschick befürchtet.

Nur der Gedanke an das Geschick der Fürstinnen Trubetskoi und Wolkonski, von denen sie nichts vernommen hatten, quälte sie in den ersten Wochen. Da langten die beiden Frauen wohlbehalten an und bezogen eine kleine Isba bei den Minen, ungefähr eine halbe Werst von der Kaserne entfernt. Jede der beiden hohen Frauen durfte täglich nur eine Stunde in die Kaserne kommen, und doch schufen sie für die Unglücklichen ein kleines Familienleben und ließen sie zum Teil vergessen, was sie verloren hatten. In jeder Ansofferung waren sie mit Freuden bereit, sie kochten für die Männer, überraschten sie mit selbstbereitetem Petersburger Gebäck und je ärmer und beschränkter ihre Lage war, um so mehr Wert gewannen die kleinen Aufmerksamkeiten und Liebeszeichen.

An den Tagen, an welchen ihnen nicht gestattet war, in die Kaserne zu kommen, setzten sie sich auf zwei Stühlen dem einzigen Fenster derselben gegenüber, um nur ihre Gatten sehen zu können, und harreten dort eine Stunde aus, mochte die Kälte auch bis auf 20 Grad R. steigen.

Die Gefangenen waren mit ihrer Lage zufrieden, indes wäre bald eine schlimme Veränderung derselben eingetreten. Ein junger Bergwerksoffizier, Mik mit Namen, war zu ihrer besonderen Aufsicht geschickt und gab sogleich den harten Befehl, daß sie ihre engen Verschläge in der arbeitsfreien Zeit nicht verlassen sollten. Vergebens zeigten sie Mik diese engen Räume, in welchen sie nur sitzen oder liegen konnten, daß es unmöglich sei, die schlechte Luft darin 18 Stunden zu ertragen. Der Offizier blieb unerbittlich und gab sogar den Soldaten Befehl, die Gefangenen mit Gewalt dazu zu zwingen.

Dieser Befehl mußte ihre Gesundheit untergraben und sie töten. Sie beschloffen deshalb, sich jeder Nahrung, selbst des Wassers zu enthalten, bis der harte, zwecklose Befehl aufgehoben sei. Und er wurde schon am folgenden Tage durch den Oberberghauptmann Burnaschew aufgehoben, nachdem sie ein hartes Verhör bestanden.

Trubetskoi und Wolkonski erhielten kurze Zeit später sogar die Erlaubnis, von einer Wache begleitet täglich ihre Frauen eine Stunde in deren Isba besuchen zu dürfen. Und als der Frühling kam, wurde ihnen gestattet, während ihrer freien Zeit Spaziergänge zu machen in den weichen Wiesen an den Ufern des Urgun. — Dies waren ihre goldenen Tage. Die warme Frühlingsluft nach dem harten Winter, die unglaublich schnell emporgesproßte Pflanzen- und Blumenpracht that ihnen wohl. Sie staunten über die Naturschönheiten, welche Sibirien im Sommer bietet und von denen sie früher keine Ahnung gehabt hatten.

Nochmals mußten die Verbannten wandern, und zwar nach der alten strengen Festung Tscheta. Dreizehn Jahre verbrachten sie hier in Fesseln, dann kamen sie nach den Hüttenwerken von Petroffski. Nach ungefähr 15 Jahren der Zwangsarbeit, der Ketten und Gefangenschaft wurden sie vom Kaiser soweit begnadigt, daß sie sich als bloß Verbannte in Sibirien niederlassen durften. Sie waren dadurch in ihrer Freiheit weniger beschränkt und dem Familienleben zurückgegeben.

Als Kaiser Alexander II. den Thron bestieg, öffnete er den Verbannten die Heimat wieder, allein nur wenige, unter ihnen Obolenski und Trubetskoi, konnten nach Rußland zurückkehren. Die meisten schliefen längst in Sibiriens Erde. Dort aber lebt das Andenken dieser Verbannten fort, weil sie nicht wenig zur geistigen Entwicklung dieser großen Strafanstalt beigetragen hatten.

## Die gelbe Rose.

Eine amerikanische Kriminal-Erzählung aus der Gegenwart von Adolf Hüllerl.

Ich und John Roudy waren Studienfreunde und immer beisammen, hatten fast die gleichen sportlichen Passionen und — das ist das Seltsame und Komische — ein und denselben Geschmack hinsichtlich des schönen Geschlechtes. Als wir zusammen die Tanzschule besuchten, lernten wir die schöne blonde Tochter des Kaufmanns Dundon kennen. Wir verliebten uns in sie wie auf Kommando. Ich hatte bei ihr jedoch mehr Glück als Roudy und daher wurde sie meine Frau.

Eines Tages machten wir eine Kahnpartie, zu der auch mein Freund eingeladen wurde. Durch eine Unvorsichtigkeit fiel er ins Wasser. Meine Frau, als vortreffliche Schwimmerin, rettete ihn vom Ertrinken. In der Liebe gefellte sich nun auch noch bei ihm das Gefühl der Dankbarkeit und so kam es, daß er meiner Frau häufig kleine Aufmerksamkeit erwies, ihr schöne Blumen verehrte, und wenn er sie zufällig auf der Straße traf, sie auch nach Hause begleitete. Dies war besonders dann der Fall, wenn meine Frau mit den eingekauften Gegenständen schwer bepackt vom Markte kam. Dann half er ihr wohl auch das eine oder andere tragen.

Ich war Lehrer an der Gewerbeschule in einer Vorstadt New-Yorks. Mein Fach das der Elektrizität und die mit dieser Disziplin verbundenen Wissenschaften. Da ich ein großer Verehrer des berühmten Edison bin, so ist es erklärlich, daß ich mich für alle seine neuen Erfindungen sehr interessierte. Ich schaffte mir sogar für meine Privatwecke einige seiner epochemachenden Erfindungen an, worunter sich auch die überraschendste des „Phonographen“ befand, mit dessen Mechanismus ich mich oft bis spät in die Nacht hinein beschäftigte.

Eines Tages lehrte ich von der Schule gegen ein Uhr mittags nach Hause, fand jedoch, dort angekommen, die Thüre zu meiner Wohnung verschlossen. Mein Klingeln blieb erfolglos. Ich schloß zum Schloßer und ließ die Thüre öffnen. Als ich meine Wohnung betrat, bot sich mir ein schrecklicher Anblick dar. Meine Frau lag auf dem Fußboden der Küche mit durchschnittenem Hals; an ihrer Brust befand sich eine schöne, gelbe Rose. Es dauerte eine geraume Zeit bis ich mich von meinem Schrecken etwas erholt hatte, dann schickte ich zur Polizei. Kurze Zeit darauf erschienen zwei Herren, die sich als Kriminalbeamte vorstellten und den Thatsachenbestand aufnahmen. Zwischendurch richteten sie seltsame Fragen an mich, über die ich mich wundern mußte, und suchten mich auszuforschen, ob ich wohl einen Verdacht auf jemand hätte. Ich antwortete auf alle ihre Fragen mit „Nein“.

„Wenn wir nur wüßten,“ sprach der eine Herr, „ob sie diese gelbe Rose selbst gekauft oder zum Präsent erhalten habe. Das gäbe vielleicht einen Anhaltspunkt, die Spur des Thäters zu entdecken. Sie werden mich verstehen, Mister Hampden,“ fügte er hinzu, „was ich damit sagen will, denn es ist, wie Sie selbst sagen, nicht das Geringste in Ihrer Wohnung geraubt worden. Wir müssen daher das Motiv der That anderswo suchen.“

„Ich verstehe,“ sprach ich darauf. „Was aber den Spender der Rose angeht, so kann ich Ihnen diesen mit ziemlicher Sicherheit bezeichnen.“ Ich erzählte nun die bereits bekannten Details mit meinem Freunde John Roudy, glaubte aber meine Ansicht nicht verschweigen zu dürfen, indem ich meine Überzeugungen dahin aussprach, daß ich ihn einer solch grauenhaften That nicht für fähig hielt. Trotz dieser Versicherung meinten die Herren, es wäre doch ihre Pflicht, nach dieser Seite hin Nachforschungen anzustellen.

Des anderen Tages erhielt ich eine Zustellung vom Kriminalgericht. Da fast die gleichen Fragen an mich gestellt wurden wie

tags vorher von den Polizeibeamten, so verließ die Vernehmung mit mir resultatlos.

Nach mir wurde Roudy vorgeführt. Er schritt gerade wie ein Mann, der sich nichts vorzuwerfen hat, zwischen zwei Gendarmen in den Gerichtssaal. In dem Knopfloch seines schwarzen Rockes prangte eine schöne, gelbe Rose.

Der Richter beschäftigte sich nun mit ihm. Er fragte ihn, ob er mich und meine Frau kenne, ob er die letztere auf dem Markte gesehen und ob er ihr eine gelbe Rose verehrt hätte. Alle diese Fragen bejahte John. Der Richter legte ihm sodann nahe, daß sich wegen der gelben Rose der Verdacht auf ihn gelenkt und er forderte ihn auf auszusagen, was er von dem Morde wisse oder zu bekennen, daß er der Mörder sei.

John wendete sich ab und mit Thränen in den Augen beteuerte er seine Unschuld. „Meines Freundes Frau,“ sprach er, „hat mir das Leben gerettet, und ehe ich mich zu einer solch schrecklichen That entschließen würde, wollte ich mir weit lieber selbst den Tod geben.“

Aber das half ihm nichts. Man führte ihn wieder ins Gefängnis zurück und ich wurde entlassen.

Acht Tage waren seit dem Morde verfloßen, die Trauerfeierlichkeiten vorüber und ich ängte mich nach und nach ins Unvermeidliche zu schicken und wieder an meine Berufsgeschäfte zu denken.

Es war schon spät in der Nacht. Ich hatte verschiedene Experimente mit den Edison'schen Apparaten vorgenommen und wollte nun auch noch meinem Phonographen, der sich im Wohnzimmer neben der Küche befand, einen Besuch abstaten und seinen Klänge lauschen. Der Apparat hatte seit dem Tage des Mordes nicht mehr funktioniert; die Platte stand offen und konnte demnach den geringsten Laut in sich aufnehmen. Es war wieder das erste Mal, daß ich die Feder berührte, um ihn sprechen zu lassen. Ich begann damit. Doch was ist das? Stille!

Die Stimme meiner verstorbenen Frau. Ganz deutlich, Klangvoll und in jenem ruhigen Saccato, das ihrem Organ etwas Angenehmes verleiht. „So, nun wären wir hier.“ Mir lief es eiskalt über den Rücken und erschrocken sah ich mich unwillkürlich um.

Wie Geisterhauch wehte es mich an. Ich lauschte mit angehaltenem Atem. Der Phonograph begann von Neuem. Barmherziger Gott! Die Stimme meines Freundes John Roudy. Sollte er wirklich? . . . Unmöglich! . . . „Ja, das leidige Treppensteigen. Sie könnten es bequemer haben, Mistreß.“ Und nun? Gott sei Dank! Ein Centnerstein fiel mir vom Herzen. Er ist der Mörder nicht! „Ich muß machen, daß ich nach Hause komme. Grüßen Sie Hampden.“ „Ich danke Adieu!“ sprach wieder die Stimme meiner Frau. Nun hörte man Geräusch in der Küche; Hin- und Hergehen. Plötzlich ein Klopfen an der Thüre. „Herein!“ spricht meine Frau. Eine völlig fremde Stimme sagt: „Guten Morgen! Sie sind doch allein in Ihrer Wohnung? Ich wurde auf der Treppe darum gefragt.“ Die Stimme meiner Frau: „Ja, ich bin allein hier.“ „Wo soll ich das Fleisch hinsetzen?“ „Stellen Sie es dort auf das Fensterbrett.“ Jetzt — ein furchtbarer, markerschütternder Schrei . . . Ein dumpfer Fall . . . Völlige Stille . . .

Der Phonograph ist zum furchtbaren Ankläger geworden. Der Meygerbursche Pitt war der Mörder.

Eine ungeheure Menschenmenge drängte sich an die Eingänge des Gerichtsgebäudes von New-York. Die Schwurgerichtssitzung begann. Der Saal selbst war bereits überfüllt, und alle Blicke richteten sich nach der Thüre, durch die der Mörder eintreten mußte. Endlich erschien der Gerichtshof und gleichzeitig die Jury; auch der Angeklagte wurde

hereingeführt und von Seiten des Publikums mit lautem Gemurmel empfangen.

Es war ein junger, hochaufgeschossener Mensch von zwanzig Jahren mit feuerrotem Haar und frischem von unzähligen Sommerprossen bedecktem Gesicht.

Pitt befragt, ob er sich schuldig bekenne, antwortet mit einem kräftigen „Nein!“ Als aber sodann der Phonograph herbeigebracht wurde, von dessen Existenz er überhaupt keine Ahnung hatte, da jenen seine Schritte zu schlottern an; eisiger Schweiß perlte in schweren Tropfen auf seiner Stirne, und mit weit aufgerissenen Augen starrte er nach dem heilberkündenden Instrumente. Und wie der fürchterliche Schrei ertönte, der schauerlich durch den weiten großen Gerichtssaal schallte und sich an den Wänden, ein grauenhaftes Echo hinterlassend, brach, da standen ihm seine Haare zu Berge, wie zur Abwehr streckte er seine Hände dem Phonographen entgegen und mit dem Ausruf: „Ja, ich bin der Mörder!“ stürzte er ohnmächtig zusammen und wurde bestimmungslos aus dem Saale getragen.

## Rätsel.

Ich kenn' ein Zuckerbäckerlein,  
Das streut auf Feld und Ackerlein  
In der Stadt und Land, auf Hof und Haus  
Den süßsten weißen Zucker aus.  
Es drehselt aus dem Wasserfall  
Gar lust'ge Silber aus Kristall;  
Und wer gefrorenes haben will,  
Der stehe nur ein wenig still —  
Gleich wartet's ihm mit Sturmeslau,  
Mit einem ganzen Teller auf.  
Der's rät — ein Basler Vetterlein  
Schenkt ihm das Zuckerbäckerlein

## Charade.

Die erste ist ein halber Dreifuß,  
Die zweite ein halber Laumel,  
Die dritte halb braufend,  
Die vierte ein halber Duft,  
Die fünfte halb kalt,  
Die sechste ein halber Braten,  
Wer diese sechs Silben  
Oder drei Worte errät,  
Bekommt — dreitausend Dukaten.

## Zogogrubb.

1, 2, 3, 4, 5.  
Nicht kennt schon jedes Mädchen, jeder Knabe  
Der kaum die Schul' verlassen hat,  
Von mir schwagt Feder, und fast Keinem habe  
Ich's so gemacht, wie er es gern gehabt.

1, 3, 2, 4.  
Nicht jeder hat und kennt  
4, 3, 2, 1.  
Zum Hauen ist's ein Instrument.

## Citaten-Rätsel.

1. Wenn ich ihn nur habe,  
Wenn er mein nur ist
2. Wollt ihr wissen, was mein Preis?  
Wollt ihr lernen, was ich weiß?
3. Art läßt nicht von Art.
4. Was steht der nord'schen Fuchterschar  
Hoch auf des Meeres Bord?
5. Was soll das mächtige Gedräng?  
Was will die große Menschenmeng'?
6. Es fällt kein Meister vom Himmel.
7. In stiller Nacht die Glocken läuten;  
Mein Kind was soll das wohl bedeuten?
8. Der Mensch hat nichts so eigen,  
So wohl steht ihm nichts an.  
Als daß er Lieb' erzeigen  
Und Treue halten kann.
9. Ich hatt' einen Kameraden,  
Einen besser'n findst du nit.
10. Herr deine Güte, reicht so weit
11. O wie ist es kalt geworden.  
Und so traurig, öd' und leer.
12. Ich bin ein Preuze, kennt ihr meine  
Farben

Die Fahne schwebt mir weiß und schwarz  
voran.  
In diesen zwölf Versen ist ein bekanntes Lied  
von Heine enthalten.

## Auflösungen aus voriger Nummer:

Buchstabenrätsel: Großbritannien.  
Unterhaltungsaufgabe: Die Zahl der Eier betrug 7; der erste Käufer nahm die Hälfte und ein halbes, also  $3\frac{1}{2} + \frac{1}{2} = 4$ ; der zweite kaufte von dem Rest (3) die Hälfte und ein halbes Ei, also  $1\frac{1}{2} + \frac{1}{2} = 2$  der Dritte nahm den Rest, 1 Ei.